Spielleute im alten Zürich

Autor(en): **Fenigstein, Berthold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571711

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

erlebtem Mutterglück jubelt ein heller Reim. Ueber allem andern groß wie ein Schmerz wölbt sich die Liebe zur Mutter. Und darin lebend das überhoch gesteckte Pflichtziel eigenen, voll Sinn getragenen und erfüllten Muttertums.

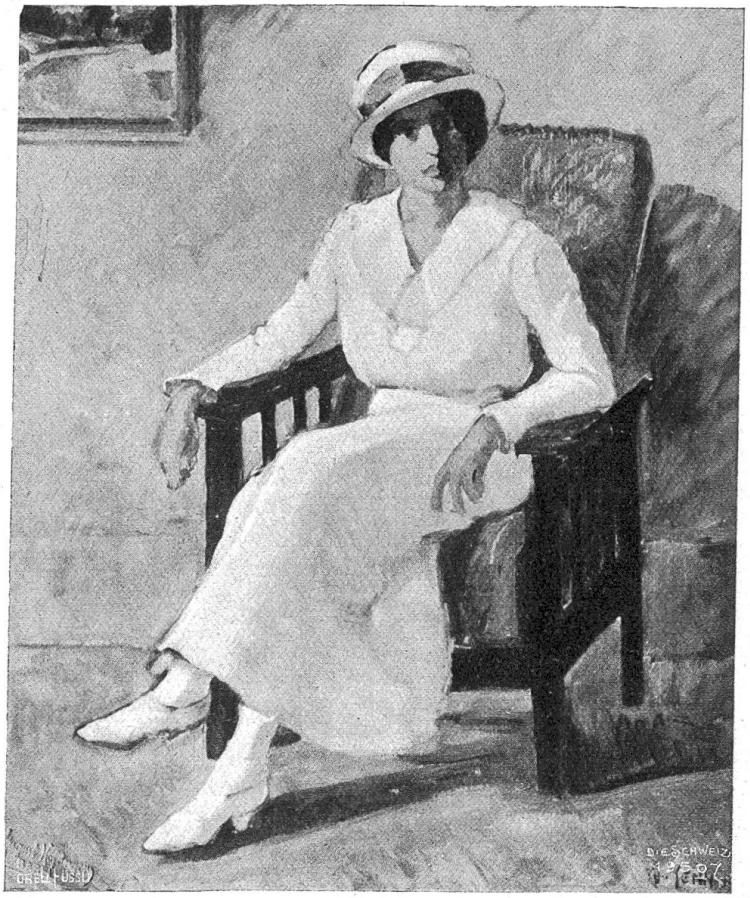
Felix Beran, Zürich.

Spielleute im alten Zürich.

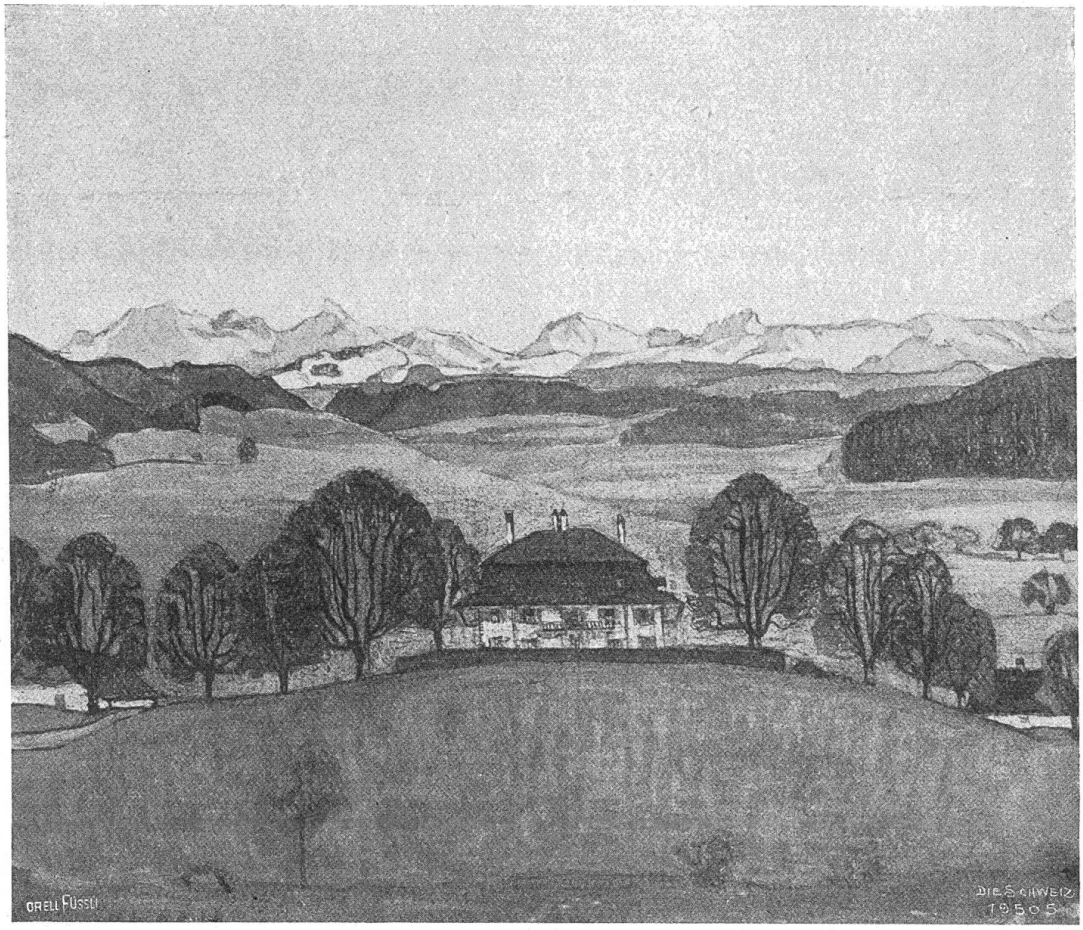
Im Lande ist Frieden. Kaufmann und Handwerker sind zu Wohlstand gekommen, und dieser hat sich mit seinen Berufsgenossen zu einer Zunft vereinigt. Nach des Tages Arbeit halten die verschiedenen Zünfte ihre Abendmahlzeit gemeinsam ab. Man ißt gut und trinkt noch besser und ist fröhlicher Laune. Das hat aber auch schon ein Spielmann, der im Hofe oder vor der Türe stand, bemerkt. Er hat die günstige Gelegenheit abgewartet, und nun tritt er ein: „Herren," beginnt er, „wollt ihr, daß ich euch erzähle, was in Mailand geschah?" Man erlaubt es ihm. Er erzählt eine Geschichte, und am Schlusse kommt für ihn die Pointe: „Zu End ist die Geschichte mein. Darf ich wohl bitten um den Wein?" Die Handwerker sind mit dem Erzähler zufrieden und schenken ihm gern das Verlangte. Vielleicht noch mehr, als er erwartete, und deshalb fährt er fort: „Herren, hört eine neue Mär!" Hat der Jongleur seine Sache auch diesmal gut gemacht, so gestattet man ihm, am nächsten Abend wieder zu kommen. Und hält man gar ein Fest ab, so muß noch mehr für genügende Unterhaltung gesorgt werden, und drei, vier Spielleute finden Zutritt.

Auch der Pöbel kommt zu seinem Teil. Auf Kreuzwegen oder in der Straßenecke steht ein Mann. Er muß etwas Außergewöhnliches an sich haben. Sei es im Gesichtsausdruck oder an den Kleidern, oder vielleicht läutet er gar mit einem Glöckchen. Kurz, ein Haufe erkennt ihn als Jongleur und schart sich um ihn. Die Menge wird immer größer und größer; man kann sich ihren Lärm vorstellen. Der Spielmann hält sein Auditorium für zahlreich genug und läßt seine Stimme ertönen: „Nun schweigt und höret zu!" Die Menge lauscht vergnügten Herzens. Die Geschichte ist beendet, und der Jongleur geht ans Einkassieren. Die Hintersten drücken sich so schnell als möglich, und der Haufe wird immer kleiner. Wohl oder übel muß der Geldbeutel der Vordersten etwas leiden — nicht allzustark; denn hat der Jongleur von einem nur eine kleine Kupfermünze erhalten, so ist er schon zufrieden.

Schlimmer als noch heute die Zigeuner, zogen so im Mittelalter die Jongleure oder Spielleute von Stadt zu Stadt und von Land zu Land und vergnügten mit ihren Erzählungen, mit ihren Liedern, mit dem Klang der noch sehr primitiven Instrumente und nicht minder mit ihren



Traugott Senn, Bern. **Damenbildnis** (1915).



Traugott Senn, Bern. **Landschaft bei Bern.**

Seiltänzer- und andern Kunststücken das niedere Volk und den in gute Verhältnisse gelangten Bürgerstand. Sie fristeten ein gar klägliches Dasein. In Schmutz und Lumpen gehüllt, bettelten sie um kärgliche Nahrung und bescheidenes Nachtlager. Nicht selten wurden sie vertrieben, ja sogar geprügelt, und mehr als einer unter ihnen siechte aussätzig und verhungernd auf der Wanderung dahin. Trotz den Belustigungen, die sie dem Volke boten, waren sie nur selten gern gesehene Gäste; denn sie waren die Verbreiter mancher ansteckenden Krankheit, und die Führung dieser ans Vagabundieren gewöhnten Leute war oft genug der Grund zu Schlägereien und andern Unruhen der Bevölkerung. So ist es klar, daß sich schon früh die Behörden genötigt sahen, das Leben der Spielleute zu überwachen und sie, wenn nötig, vom Platze zu weisen oder ihnen überhaupt schon gleich den Eintritt in die Stadt zu verweigern.

* * *

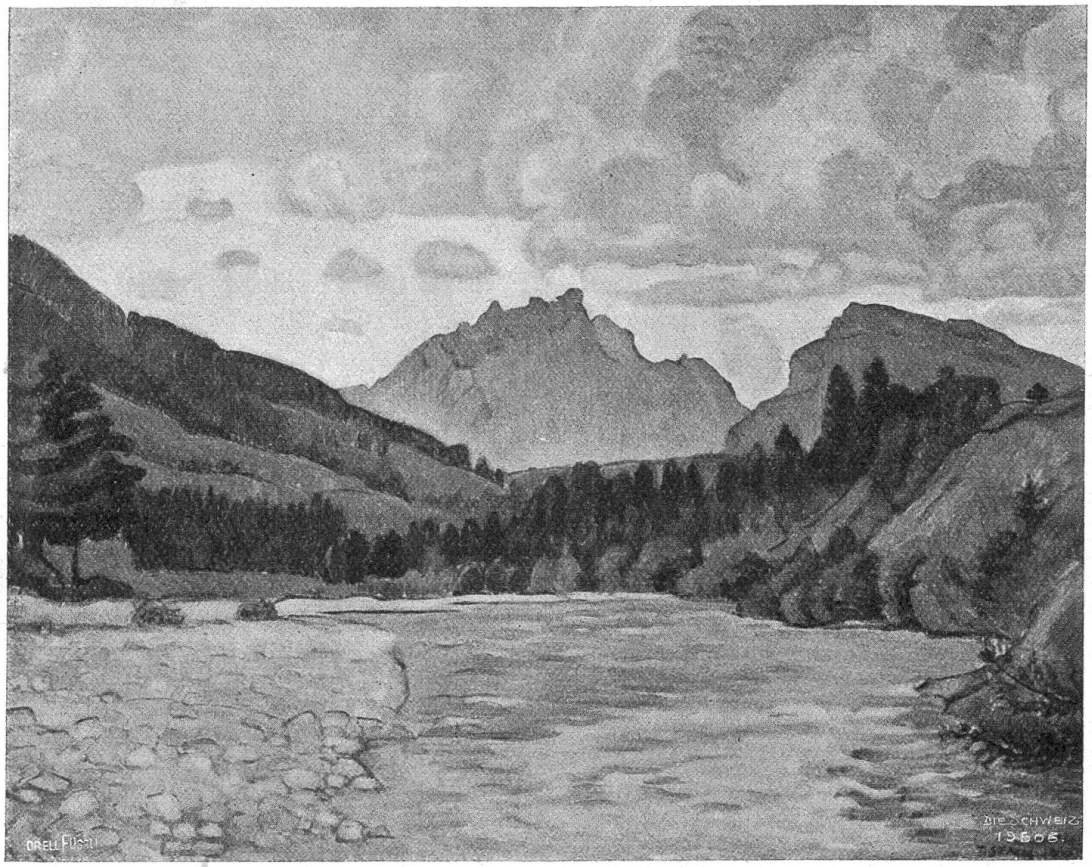
Von den herumirrenden Spielleuten oder Musikanten, die bei allen möglichen Anlässen aufspielten, kamen viele auch nach Zürich. Zeitweilig gelangten sie zu einigem Ansehen. Bald fanden die, die sich längere Zeit in unserm Land aufhielten, an der Ordnung, sich zu organisieren, besonders um neuzukommende, der Bruderschaft nicht angehörende Konkurrenten von den Spielgelegenheiten bei Tanz und Fest fernzuhalten.

Um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit begegnen wir in der Stadt Spielleuten, denen die besondere Gnade der Obrigkeiten widerfuhr, von diesen in Diensten aufgenommen zu werden, ja sogar das blauweiße Ehrenkleid der altzürcherischen Amtsleute tragen zu dürfen. Man nannte sie Stadtpfeifer und vom sechzehnten Jahrhundert an Stadttrompeter. Ihre oberste Pflicht bestand in der Ausübung der Turmmusik auf St. Peter. Es ist ganz natürlich, daß sich alle „Musiker" nach diesen Posten sehnten, wurden

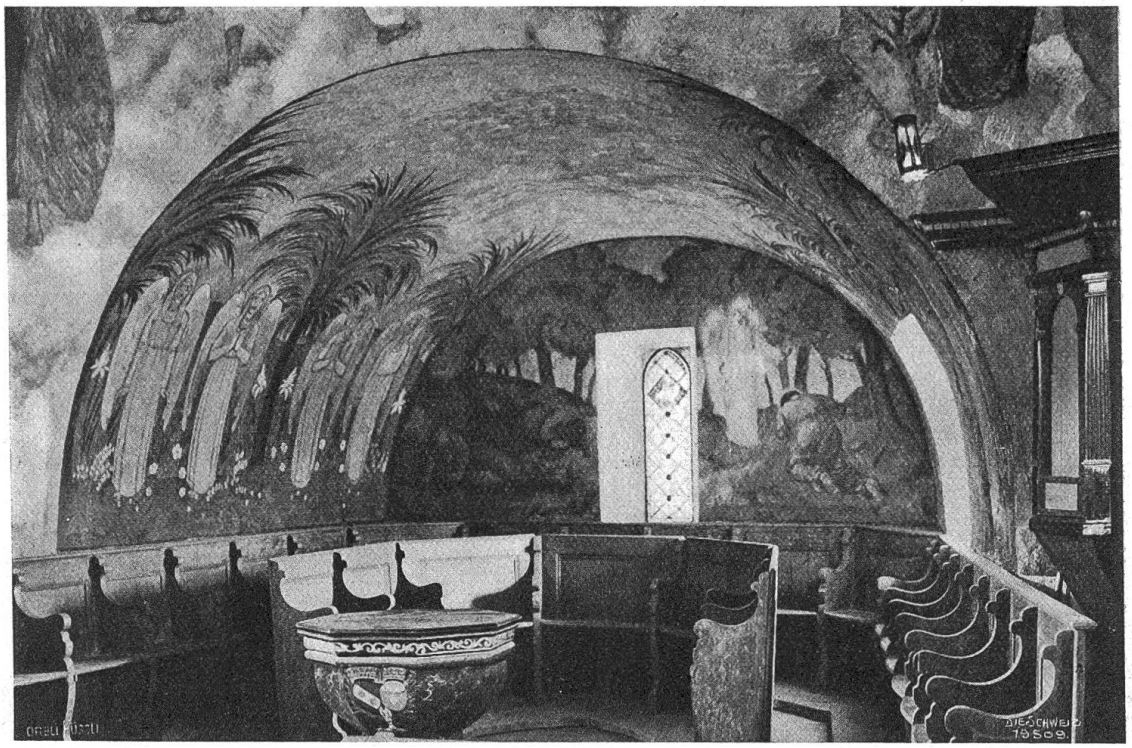
sie dadurch doch beinahe angesehene Leute mit bestimmter, wenn auch nicht sehr reichlicher Besoldung. Zudem durften sie auf Geschenke zählen, besonders wenn sie Gelegenheit hatten, hohen Herren vorzuspielen; dann lohnte sie meist auch reichliche Beköstigung, wobei sie den Wein am allerwenigsten verschmähten. Die Stadttrompeter von Zürich waren zugleich Hochwächter auf dem Petersturm. Nachdem sie um neun Uhr eine Viertelstunde lang in verschiedener Richtung die „Nacht angeblasen" hatten, begann ihre Nachtwache, und von da an hatten sie zum Zeichen ihrer Pflichttreue jede Stunde nach Glockenschlag in die Trompete zu stoßen. Ein ganz außerordentliches Treiben herrschte am Neujahrstag. Da zogen die Stadttrompeter in langer Gratulationsfahrt von Standesperson zu Standesperson, und mit ihren Klängen begrüßten sie auch die Landvögte und Pfarrherren auf der Landschaft. Bei einzelnen Familien von Zürich scheint die Stadttrompeterei zur Tradition geworden zu sein, so bei den Steiner und den Albertin, und unter ihnen erreichte sie auch, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts, ihren Höhepunkt. Die Albertin, und namentlich Ludwig Steiner*), taten sich auch als Dichter von Musiktexten, Komponisten und Herausgeber nützlicher Musikalien hervor und gelangten so auch in die Musikkreise der höhern Gesellschaft. Sie bildeten Bindeglieder von der Trompeterei hinauf zur reinen Kunst. Als nach ihrem Tode die Größen ihres Berufes geschwunden waren und gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die hohen Gattungen der Musik einen gewaltigen Aufschwung nahmen, da verlor sich nach und nach das Interesse für die alte Musikantenkunst. Die Trompeter-Wächter des Sankt Peter verblieben noch als bloße Hochwächter, und im Jahre 1913 entsagte auch der letzte unter ihnen, Hermann Eßlinger, dem einst so geschätzten Amte, in dem er noch als Verkünder von Feuersnot der Stadt wertvolle Dienste geleistet hatte.

Es ist das verdienstvolle Unternehmen von Dr. Max Fehr, einmal im Zusam-

*) Ein anmutiges Idyll aus der Jugend Ludwig Steiners erzählt Max Fehr im letzten Dezemberheft der „Schweiz" unter dem Titel „Klein Ludwig auf der Deutschen Schul" (S. 719/22).



Traugott Senn, Bern. **An der Kander** (1915).



Paul Zehnder, Bern. **Wandmalereien im Kirchlein zu Diemtigen.** Gethsemane und die Engel.

menhang das Leben und Treiben der „Spielleute im alten Zürich" *) dargestellt zu haben. Seine Schilderung ist fließend und ungemein anziehend. Episoden wie diejenige des schönen Leutnants auf dem Turm und die Zürichseefahrt im Jahr 1736 erhöhen den Reiz des Buches, das Fehr als einleitenden ersten Band eines Werkes „Zürich als Musikstadt im XVIII. Jahrhundert" betrachtet wissen will. Soviel mir aus Fußnoten ersichtlich, werden zwei weitere Bände dem „Kulturellen Leben, soweit es auf die Musik Bezug hat" und den „Musikgesellschaften und ihren Veranstaltungen" gewidmet sein. Ihrem Erscheinen wird man mit Spannung entgegensehen.

Berthold Fenigstein, Zürich.

*) Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli, 1916.

Ein Brief zu den Kirchenbildern von Paul Zehnder.

Mitgeteilt von Jakob Bührer, Bern.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

„Ein Wunder müßte sich ereignen, wenn ich mich wieder einmal an einen Pfarrer wende," so schloß ich, glaube ich, meinen letzten Brief an Sie vor etwa vier Jahren. Dieses Wunder hat sich ereignet. Damals, nach dem Sturz vom Gerüst, da ich dem Tod nahe war, hatte mich Ihre und Schwester Verenes Güte namenlos getröstet; aber als ich kurz vor meinem Austritt aus dem Spital um der Schwester Freundschaft warb, antwortete sie mir, ihre Liebe gehöre den Kranken und nicht den Genesenden. Meine Stelle fand ich besetzt und keine neue. Meine Klage beantworteten Sie: ich sei jung, gesund und kräftig und müsse mir selber helfen ... Ich half mir selber; aber ich verwünschte und verneinte eine Welt, die nur Güte und Hilfe für Krüppel, Sieche und Kranke kannte und darin man allem Gesunden und Starken Härte entgegenbrachte. Und aus dieser Verneinung und Verachtung gewann ich Mut und Geschick, mich selber durchzusetzen. Da kam der Krieg, und ich tat, was ich seit langem bewußt und ängstlich vermieden hatte: ich begann — überwältigt von dem Wahnsinn, der die Welt durchtobte — von mir weg und über mich hinaus zu denken. Ich